

Medienspiegel Woche 4_18



Inhalt

Zeit-Fragen, 16. Januar 2018

[Digitalisierung in den Schulen – Lernen aus Erfahrung](#) 1

FAZ, 22.01.2018

[Tim Cook : Apple-Chef möchte nicht, dass sein Neffe soziale Netzwerke nutzt](#) 5

Luzerner Zeitung, 15. Januar 2018

[Digitalisierung im Kinderzimmer](#) 6

Weltwoche, 24.01.2018

[Schlechtschreibung ist lernbar](#) 8

Weltwoche, 24.01.2018

[Fisch mit V](#) 12

News4teachers, 22. Januar 2018

[Im sorgfältigen Schreiben spiegelt sich sorgfältiges Denken](#) 14

Schule Schweiz, 24. Januar 2018

[Offene Debatte über Inklusion ist dringend](#) 16

Lehrplan-Abstimmungen März 2018



Am 4. März 2018 entscheiden die Kantone Zürich und Bern über die Mitsprache der Bevölkerung bei Lehrplänen. Aus diesem Grund sind besonders wichtige Artikel zum Lehrplan 21 und zur Kompetenzorientierung hier zusammengestellt.



Und vieles Interessantes mehr unter:

<http://schuleschweiz.blogspot.ch/>

Veranstaltungshinweise

1. Februar 2018

Inklusion - Exklusion

Vortrag von Martin Kronauer / anschließende Diskussion
Kollegialgebäude Universität Basel, Hörsaal 118

Veranstalter

www.denknetz.ch

3. Februar 2018

Time for Change?

Schule zwischen demokratischem Bildungsauftrag und
manipulativer Steuerung

Bergische Universität Wuppertal

bildung-wissen.eu/fachbeitraege/contributions/time-for-change.html

Zeit-Fragen, 16. Januar 2018

Digitalisierung in den Schulen – Lernen aus Erfahrung

von *Felice Pensatore*

Und wieder einmal sass ich an meinem Schreibtisch und arbeitete mich durch einen Stapel interessanter Zeitungsartikel. Einer davon war in englischer Sprache und schon fast zwei Jahre alt. Ein grosses Foto aus dem Silicon Valley zierte die erste Seite. Ich staunte nicht schlecht, als ich den zugehörigen Text las. Da warfen Eltern die Frage auf, ob der futuristische Traum eines Klassenzimmers, ausgerüstet mit iPads, Smartphones und Bildschirmen, wirklich im Interesse der nächsten Generation sei. Noch erstaunlicher, diese Eltern arbeiteten selbst bei den dort ansässigen, führenden Hightech-Firmen. Ihr Entschluss stützte sich auf unabhängige (!) Studien und Erfahrungen, die sich mit den Argumenten für oder gegen das Lernen mit den neuesten elektronischen Gerätschaften befassten. Und sie kamen zum Schluss, dass sie ihre Kinder lieber in eine Waldorfschule schicken und dazu auch jährlich einen beträchtlichen Batzen aufwenden wollten. So steht mitten in Amerikas «digital centre» eine entsprechende Schule, in die die Angestellten von Google, Apple und Yahoo usw. ihre Kinder schicken.¹

«Meine Skepsis entsteht aus meiner Liebe zum Computer, aus dem Wunsch, unsere technologische Welt menschengerechter zu machen anstatt die Menschen maschinengerechter.»

(Stoll, Clifford. Log out. Warum Computer im Klassenzimmer nichts zu suchen haben und andere High-Tech-Ketzereien. S. 11)

Was ich da las, stand im Gegensatz zu einer Meldung aus der Boulevardzeitung «20 Minuten», die berichtete, dass der Berner Gemeinderat alle städtischen Schulen und Kindergärten mit WLAN ausrüsten wolle. Dazu beantragte er beim Parlament einen Kredit von 1,576 Millionen Franken. Damit sollten die Kinder die nach Lehrplan 21 geforderten ersten Basisfunktionen erwerben. Für jeweils vier Kinder solle deshalb ein Tablet zur Verfügung stehen. Für die flächendeckende Ausrüstung der 88 Schul- und Kindergartengebäude sei eine gute Million Franken nötig; der Betrieb der Wireless-Infrastruktur erfordere während fünf Jahren nochmals etwa 500 000 Franken. Einen zusätzlichen Fünfjahreskredit von gut zwei Millionen Franken sieht der Berner Gemeinderat für die Netzwerkerschliessung der Schulanlagen vor.² Auch die Stadt Zürich lässt sich nicht lumpen und bewilligt mit der Einführung des Lehrplans 21 im Schuljahr 2018/2019 12,3 Millionen Franken für die Ausrüstung sämtlicher Fünftklässler mit einem persönlichen Tablet (ab dieser Stufe ist «Medien und Informatik» gemäss dem neuen kantonalen Lehrplan als Fach im Stundenplan verankert). Am Ende der 6. Klasse sollen die mobilen Geräte dann zurückgegeben werden. Auch hier – es tönt schon wie ein obligatorisch zu kommunizierender Textbaustein: «Ziel ist es, den Schülerinnen und Schülern über die Nutzung der mobilen Geräte hinaus breite Medienkompetenzen zu vermitteln.» Auch die Betreuungsinstitutionen in den Schulen will der Zürcher Stadtrat computertechnisch aufrüsten, damit die zunehmende Zahl der Kinder und Jugendlichen, welche die familienergänzenden Betreuungsangebote nutzen würden, auf die notwendige Infrastruktur zugreifen könnten – etwa zum Erledigen von Hausaufgaben oder für administrative Vorgänge. Entsprechend müsse das Betreuungspersonal in Kursen auf diese neuen Aufgaben vorbereitet werden.³

Seltsam, dachte ich. Bei uns schreit alles nach Digitalisierung und beklagt die bisher verpassten Chancen, und da, wo die ganzen Gerätschaften entwickelt werden, ziehen die Eltern ein ganzheitliches Lernen mit Kopf, Herz und Hand vor. Oder sind es wohl eher die verpassten Chancen der Bildungsindustrie? Ob all die Produzenten von Computern, Software und anderen technischen Errungenschaften, welche ihre Produkte «als pädagogisch geschickt» anpreisen, wirklich an erster Stelle das Wohl der Kinder und Jugendlichen im Auge haben?

Ein Kritiker ist kein Maschinenstürmer und auch nicht ewiggestrig

Da fiel mein Blick auf den Titel eines Buches in meinem Büchergestell: Log out – Warum Computer im Klassenzimmer nichts zu suchen haben. Der Verfasser, Clifford Stoll, hatte es um die

Jahrtausendwende verfasst, als in den USA die Schulen bereits ihre Erfahrungen mit den digitalen Errungenschaften gemacht hatten. Als Astronom und Computerspezialist war er am Aufbau des ARPANETs, dem Vorläufer des heutigen Internets beteiligt gewesen und somit kein «Feind der Technologie», «Ewiggestriger» oder «Maschinenstürmer», wie kritische Geister oft betitelt werden. Er war und ist jedoch skeptisch, was Computer betrifft, wie er sich selber charakterisiert, und sieht sich in der Pflicht, gegen aufgeblasene, falsche Versprechungen und masslose Übertreibungen vorzugehen.⁴ Mit seinen Büchern half er mit, in den USA eine breite Diskussion zur Digitalisierung im Bildungswesen zu lancieren.⁵ Es ging notabene um Argumente, die heute wieder in gleicher Weise bei uns auftauchen. Warum wohl? Sind wir so wenig lernfähig?

Unabhängige(!) Experten warnen

In jener Zeit wurde in den USA auch die Alliance for childhood gegründet. Diese gemeinnützige Organisation von Pädagogen, Gesundheitsexperten und weiteren Forschern und an der Entwicklung von Kindern Interessierten befasste sich ebenfalls mit der Frage der damals boomenden Digitalisierung der amerikanischen Schulen und brachte zur Jahrtausendwende einen ausführlichen Bericht mit ihren Forschungsergebnissen heraus.⁶ Unter anderem ging es um die ernsthaften gesundheitlichen Risiken, die mit dem Arbeiten am Bildschirm (speziell auch an Laptops) verbunden sein können. Es wurden mögliche Zusammenhänge festgestellt mit der Zunahme von früher Kurzsichtigkeit, Übergewicht und Diabetes 2 und auch der mangelnden Fähigkeit, sich auf etwas zu konzentrieren. Aber auch die gängigen Argumente, mit denen man den Einsatz digitaler Geräte propagierte, – verbesserte Zukunftschancen, Motivation, Teamfähigkeit und Kreativität – wurden durch unabhängige (!) Studien widerlegt. Spezielles Gewicht bei den Untersuchungen fanden die verhängnisvollen Erfahrungslücken, die Kinder haben, die ihre Zeit in der Schule und zu Hause mehrheitlich vor den elektronischen Geräten verbringen.⁷ Oha! dachte ich, und bei uns wird für den vermehrten Einsatz von elektronischen Lehrmitteln in den Schulen geworben, weil auf diese Weise die Kinder, die ihre Freizeit mehrheitlich vor dem Bildschirm verbringen und bereits ein Suchtverhalten zeigen, einen sinnvollen Umgang mit den elektronischen Medien lernen würden. Eine seltsame Argumentationslinie, dachte ich. Nichts gelernt?

«Lernen kann nicht durch Surfen im Internet ersetzt werden, zum Lernen gehört es, Fakten zu verstehen, sich auf Geschichte einzulassen und die Welt zu interpretieren.»

(Stoll, Clifford. S. 33)

Wider besseren Wissens

So wurde in den USA um die Jahrtausendwende in verschiedenen Wissenschaftszweigen untersucht, wie es sich mit den vielgehörten Vorteilen und zukunftsweisenden Chancen des Lernens am Computer verhält. Auch der Lernprozess wurde sorgfältig untersucht. Unabhängige(!) Forscher kamen zum Schluss, dass die üblichen, meist optisch aufgepeppten Multimedia-Lernprogramme keinen grossen Lerneffekt mit sich bringen: Computer erwecken zwar den Anschein, die Kinder würden lernen und seien aktiv dabei. Der geübte Umgang mit Computern mag dann beeindruckend, zeugt aber noch nicht von Intelligenz. Auch die Kinder und Jugendlichen werden über den Lernerfolg hinweggetäuscht. Zwar können die schnellen Antworten und Rückmeldungen durch die vorgegebenen Aufgabenstellungen einen «belohnenden» kurzen Adrenalinstoss auslösen. Die Geduld und die Lust am Ausprobieren jedoch, die es für ein erfolgreiches Lernen braucht, werden erstickt, und ein nachhaltiger Lernprozess wird verhindert. Statt Verstehen und kritischem Denken resultiert geistige Trägheit. Das vorgegebene Ziel ist verfehlt, denn es würde darum gehen, die Schüler für etwas zu begeistern und sie nicht einfach zu unterhalten. Die entscheidenden Komponenten eines erfolgreichen Lernprozesses fehlen – Ausdauer, Anstrengung, Sorgfalt, Verantwortungsbewusstsein, klares Denken und Zusammenarbeit, eingebunden in die Beziehung zwischen Lehrer und Kind. Daraus resultiert letztlich eine tiefe Befriedigung, eine persönlichkeitsstärkende Erfahrung als Entwicklungs- und Reifungschance für alle.

Leider fanden und finden die Kritiker bis heute nicht das ihnen zustehende Gehör! Die Begeisterung für technischen Firlefanz verschleierte den Blick vieler. Sie hofften auf die Erfindung besserer Technologie, um die durch eben die Technologie entstandenen Probleme zu beheben. Die amerikanische Bildungsmisere zeugt davon, und heute wehrt sich die Alliance for Childhood gegen die mit der Digitalisierung unweigerlich verbundene, unmässige Testerei in den amerikanischen Klassenzimmern.

«Lernen bedeutet nicht das Anhäufen von Informationen, die Verbesserung der Effizienz oder blosses Vergnügen, es bedeutet, menschliche Fähigkeiten zu entwickeln.»

(Stoll, Clifford. S. 37)

Die grossen Gewinne locken

Aber auch die Digitalisierungsbefürworter schliefen um die Jahrhundertwende nicht. Es war die Zeit der strategischen Planung. In Vancouver fand der erste Weltbildungsmarkt statt, und an den Bildungstreffen der G-8-Länder in Köln 1999 und in Okinawa 2000 war die Technologie im Bildungswesen das Hauptthema. Für die Millenniumsrunde der Welthandelsorganisation WTO stand die Ausarbeitung der Regeln für den Bildungsmarkt auf dem Programm. An einer Sondertagung des Europäischen Rates in Lissabon legten die Regierungschefs der EU im März Leitlinien fest, die im Juni in Feira durch einen Aktionsplan konkretisiert wurden. Es ging um den Aufbau von e-europe, demgemäss Europa in den nächsten fünfzehn Jahren zur fähigsten e-economy avancieren sollte. Die Global Alliance for Transnational Education⁸ organisierte jährlich Konferenzen für die Vertreter von Arbeitgeberorganisationen und transnationalen Konzernen (OECD, WTO, Unesco, Weltbank u.a.).⁹ Das Geschäft lockte! Immerhin wurde bereits damals der Markt im Bereich der Bildung auf 27 bis 50 Billionen Franken geschätzt!

Déjà-vu oder Erfahrungen, aus denen man klug werden könnte

Warum werden die US-amerikanischen Erfahrungen bei uns nicht aufgegriffen? Warum wird so wenig darüber diskutiert, ob es gut ist, Riesensummen in die Digitalisierung der Schulen zu investieren? Oder gehört die plötzliche Eile zur Durchsetzungsstrategie: Ohne Diskussion befiehlt es sich leichter?

Dabei geht es nicht nur um die Steuergelder, die den Bildungskonzernen vor die Füsse geworfen werden. Manche benutzen die Technologie als Hintertürchen für ganz andere Ziele. Sie wollen die Schulen vor dem Hintergrund eines aus den USA importierten biologistischen Menschenbildes umgestalten. Dieser Paradigmenwechsel bedeutet, das Kind als sich selbstorganisierendes und selbstoptimierendes Steuerungssystem zu betrachten und die Schulen mit entsprechenden konstruktivistischen Unterrichtskonzepten und kompetenzorientierten Inhalten aus den Angeln zu heben. Sie sollen gemäss Systemtheorie aus ihrer «Erstarrung» befreit und zu «lebendigen Organismen» werden. Diese Auffassung durchdringt den Lehrplan 21. Entsprechend soll das Kind sich im Grossraumbüro Schule am Computer mittels Lerneinheiten und Übungen, die von Computern berechnet werden, die gewünschten Kompetenzen erarbeiten und sich überprüfen lassen. Ist das die Perspektive, die wir unseren Kindern und Jugendlichen zu bieten haben?

«Wollen wir ein Volk von Idioten? Man müsste dazu nur die Lehrpläne technologisch ausrichten und den Unterricht mit Videos, Computern und Multimedia-Produkten gestalten. Das Lernziel wäre dann, bei Standardtests hervorragend abzuschneiden. Alles, was für den späteren Job wenig abwirft – Musik, Kunst, Geschichte – fällt weg. Ein Volk von Idioten ist das Ergebnis.»¹⁰

Ein Glück, dass sich die menschliche Natur nicht einfach verbiegen lässt. Zunehmend wehren sich Eltern dagegen, ihre Kinder als Versuchskaninchen für ewiggestrige Schulversuche zur Verfügung zu stellen, und die Kinder und Jugendlichen bringen zum Ausdruck, dass sie endlich wieder einmal einen spannenden Unterricht wollen, gemeinsam mit ihren Kollegen und mit einem anleitenden Lehrer – ohne Laptops. Sind wirklich nur sie lernfähig? •

- 1 Tablets out, imagination in: schools that shun technology. In: «The Guardian» vom 2.12.2015 www.theguardian.com/teacher-network/2015/dec/02/schools-that-ban-tablets-traditional-education-silicon-valley-london, abgerufen am 10.12.2017
- 2 «Alle Berner Kindergärten mit WLAN.» In: «20 Minuten» vom 7.12.2017
- 3 Zürich kauft den Schulen Tablets. Der Stadtrat hat für den weiteren Ausbau der Schulinformatik Gelder bewilligt. Und lässt sich das ganz schön viel kosten. In: «Tages-Anzeiger» vom 20.12.17. <https://www.tagesanzeiger.ch/zueroich/stadt/Zuerich-kauft-den-Schulen-Tablets/story/23834019>, abgerufen am 26.12.2017
- 4 Stoll, Clifford. Log out. Warum Computer im Klassenzimmer nichts zu suchen haben und andere High-Tech-Ketzereien. Frankfurt a. M. 2001, S. 9f.
- 5 ebd.
- 6 Cordes Colleen/ Miller Edward. Fool's Gold: A Critical Look at Computers in Childhood. Alliance for Childhood (Hrsg.). www.allianceforchildhood.org.
- 7 vgl. Felber Ursula/ Gautschi, Eliane. Die Trojanische Maus. Computer in den Schulen – Lernen für die Zukunft. Zürich 2002, S. 17ff.
- 8 abgekürzt GATE, getragen von Firmen wie Microsoft, Coca-Cola, Bertelsmann, Hewlett Packard, Siemens, IBM, Merrill Lynch
- 9 vgl. Felber/ Gautschi a.a.O., S. 73ff.
- 10 Stoll, Clifford. a.a.O., S. 20



«Die jüngsten Ergebnisse der Studie «BLIKK Medien 2017» weisen darauf hin, dass übermässiger Medienkonsum die Gesundheit, das Konzentrations- und das Sprachentwicklungsvermögen von Kindern und Jugendlichen beeinträchtigt. Dennoch fordern Wirtschaftsverbände und IT-Vertreter unisono, Digitaltechnik und Programmiersprachen schon in der Grundschule zu unterrichten, damit die Schülerinnen und Schüler für die digitale Zukunft gerüstet seien. Der pädagogische Nutzen digitaler Medien im Unterricht ist dabei nach wie vor fragwürdig. Ralf Lankaus These: Wir müssen uns auf unsere pädagogische Aufgabe besinnen und (digitale) Medien wieder zu dem machen, was sie im Präsenzunterricht sind: didaktische Hilfsmittel.»

(aus dem Klappentext des Buches, ISBN 978-3-407-25761-1)

<https://www.zeit-fragen.ch/de/ausgaben/2018/nr-2-16-januar-2018/digitalisierung-in-den-schulen-lernen-aus-erfahrung.html>

FAZ, 22.01.2018

Tim Cook : Apple-Chef möchte nicht, dass sein Neffe soziale Netzwerke nutzt



Tim Cook leitet das wertvollste börsennotierte Unternehmen der Welt. Bild: Reuters

Wie oft sollen Kinder ins Internet und was sollen sie dort machen. Tim Cook rät ihnen, Computerkenntnisse zu erwerben, spricht andererseits aber auch eine Warnung aus.

Der Apple-Vorstandsvorsitzende [Tim Cook](#) hat gemahnt, dass es für den Einsatz von Technologie in der Schule Grenzen gebe. „Ich glaube nicht an die Übernutzung von Technologie. Ich bin keine Person, die sagt, dass wir einen Erfolg erzielt haben, wenn ihr das die ganze Zeit verwendet“, sagte Cook während er das Harlow-College im britischen Essex besuchte nach einem Bericht des „Guardian“.

Cook rät Schülern einerseits dazu, Computerkenntnisse zu erwerben – [Apple](#) selbst hat ein entsprechendes Programm aufgelegt und unterstützt Schulen auch in Europa. Aber nicht in jedem Fach müsse Technik in großem Umfang eingesetzt werden. Konkret gelte das beispielsweise für Sprachen oder Literatur. „Es gibt immer noch Konzepte, über die man reden und die man verstehen möchte. Bin ich der Ansicht, dass in einem Literatur-Kurs eine Menge Technologie eingesetzt werden sollte? Wahrscheinlich nicht“, erklärte der dem Bericht zufolge.

Während seines Auftritts äußerte er sich auch zu der für viele Eltern wichtigen Frage, wie früh und in welchem Umfang Kinder zum Beispiel Smartphones, Tablets oder das Internet verwenden sollten. „Ich habe kein Kind, aber ich habe einen Neffen, dem ich manche Grenzen setze“, sagte Cook und fügte hinzu: „Es gibt manche Dinge, die ich nicht erlauben würde; ich möchte nicht, dass sie ein soziales Netzwerk nutzen.“

Mehr zum Thema

Cook schaltet sich mit seiner Äußerung auch in die jüngst wieder zunehmende Debatte darüber ein, welche Folgen die häufige Nutzung von Computern hat. [Zwei Apple-Aktionäre schrieben unlängst einen Brief an das Unternehmen](#), in dem sie verlangen, dass Apple stärker erforscht, ob und welche Abhängigkeiten sich gerade für junge Menschen aus dem häufigen Gebrauch eines Smartphones ergeben.

Kritik übte unterdessen auch der Gründer des sozialen Netzwerks Facebook an seiner eigenen Schöpfung: Mark Zuckerberg wandte sich in diesem Jahr wiederholt an seine Nutzer und beklagte, dass Facebook nicht das gewünschte Bedürfnis erfülle, wie er sich das vorstelle. Er kündigte etwa eine [Veränderung des persönlichen Nachrichtenstroms](#) (Newsfeed) an und außerdem eine genauere Überprüfung vertrauenswürdiger Nachrichtenquellen.

<http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/diginomics/apple-chef-cook-moechte-nicht-dass-sein-neffe-soziale-netzwerke-nutzt-15411213.html>

Mehr dazu:

ZDNet, 22. Januar 2018

Tim Cook warnt vor sozialen Netzwerken

Seinen eigenen Neffen will der Apple-Chef nicht auf Facebook sehen. Cook rät auch vom übermäßigen Technologie-Einsatz in Schulen ab. Mit seinen Äußerungen könnte er auf die Forderung von Apple-Investoren nach mehr Engagement gegen Internet- und Mediensucht reagieren.

http://www.zdnet.de/88323809/tim-cook-warnt-vor-sozialen-netzwerken/?inf_by=5a6af350681db819568b479c

Digitalisierung im Kinderzimmer



Es kommt häufig vor, dass Eltern ihre Kinder mit Smartphones oder Tablets ruhigstellen. Getty

ZUG · Wie wirken sich Smartphones und Tablets auf die Entwicklung und die Sprache von kleinen Kindern aus? Fachleute zeigen alarmierende Entwicklungen auf – und nehmen die Eltern in die Pflicht.

Rahel Hug

Die intensive Nutzung von digitalen Medien kann bei Kindern zu Entwicklungsstörungen führen. Zu diesem Ergebnis kommt die so genannte Blick-Medien-Studie, die im Frühjahr 2017 in Deutschland vorgestellt wurde. Von Fütter- und Einschlafstörungen bei Babys über Sprachentwicklungsstörungen bei Kleinkindern bis zu Konzentrationsstörungen im Primarschulalter ist die Rede. Die Forscher kamen beispielsweise zum Schluss, dass 70 Prozent der Kinder im Kita-Alter das Smartphone ihrer Eltern mehr als eine halbe Stunde täglich benutzen. Für die vom Bundesministerium für Gesundheit geförderte Studie waren 5573 Eltern und deren Kinder zum Umgang mit digitalen Medien befragt worden.

Das raten Fachleute

In der Broschüre «Digitale Medien in der Heilpädagogischen Früherziehung» sind zahlreiche Tipps für Eltern aufgeführt. Eine Auswahl:

- Bis zum Alter von zwei Jahren profitieren Kinder noch nicht von Medienangeboten. Sie brauchen vor allem feinfühlig Interaktionen mit ihren Bezugspersonen und die Möglichkeit, sich aktiv mit ihrem Umfeld auseinanderzusetzen.
- Strukturieren Sie die Mediennutzung. Besprechen Sie gemeinsam Regeln und halten Sie Zeitdauer, Ort und Umfang fest.
- Kinder ahmen nach, was Eltern ihnen vormachen. Die Eltern haben bezüglich der Mediennutzung also einen grossen Vorbildcharakter.
- Das ... [mehr](#) »

In der Schweiz gibt es bislang keine vergleichbaren Erhebungen. Doch Monika Minar, Logopädin in Baar, und Brigitte Eisner-Binkert, stellvertretende Leiterin des Heilpädagogischen Dienstes Zug, kennen die Problematik aus ihrem Arbeitsalltag. Monika Minar, die seit 1991 eine eigene Praxis führt, hat in den letzten Jahren alarmierende Beobachtungen gemacht. Sie erzählt beispielsweise von einem Kind, das in einem Buch nicht die Seite umblättert, sondern die für Smartphones und Tablets typische Wischbewegung macht. Oder von einem anderen, das mit dem Finger auf Memory-Kärtchen tippt – anstatt sie umzudrehen. «Viele Kinder werden mit dem Smartphone ruhiggestellt», berichtet Minar. Sie ist überzeugt, dass sich die Nutzung dieser Geräte negativ auf die Sprachentwicklung auswirkt. «Ich stelle vermehrt fest, dass Kinder sich schlechter ausdrücken können und Kauderwelsch reden.» Spiele oder Lernprogramme auf Tablets und Smartphones würden oft die Sprache ausser Acht lassen oder sie nur am Rande fördern. «In der Regel braucht das Kind nur einen einzigen Finger», erklärt Minar.

Die emotionale Bindung kommt zu kurz

Doch es kann auch negative Folgen haben, wenn die Eltern als Vorbilder und Ansprechpersonen häufig mit digitalen Medien beschäftigt sind. «Die Mutter oder der Vater sind zwar anwesend, weil sie aber durch das Handy abgelenkt sind, kommt die emotionale Bindung oft zu kurz», erklärt Brigitte Eisner-Bin-

kert, die seit 1988 in der Heilpädagogischen Früherziehung – also mit Kindern im Alter bis zu sechs Jahren – arbeitet. Diese Bindung sei wichtig für die frühkindliche Entwicklung, etwa im Bereich der Sprache oder der Denkentwicklung, aber auch was Vertrauen und die Orientierung im Alltag angehe. «Der Stellenwert des Kindes ist schlicht anders, wenn das Smartphone daneben die ganze Zeit piept», sagt Eisner-Binkert. Ein Beispiel, wirft Monika Minar ein, habe sie auf einem Spielplatz beobachtet: «Eine junge Mutter fotografiert ihr Kind mit dem Handy, um die Bilder danach auf Facebook zu posten – anstatt die Schaukel anzustossen, auf der das Kind sitzt.»

Für die beiden Expertinnen steht fest: Digitale Medien können, gezielt eingesetzt, auch Vorteile mit sich bringen. «Ich möchte die ganze Entwicklung nicht verteufeln», sagt Brigitte Eisner-Binkert. «Es gibt sinnvolle digitale Spiele, die zum Beispiel die Reaktionszeit fördern.» Sie plädiert für einen bewussten Umgang mit Handys, aber auch für Handy-freie Zeiten. Fenster also, in denen man sich bewusst Zeit für das Kind nimmt. Monika Minar hatte in ihrer Arbeit auch schon Erfolgserlebnisse. «Die junge Generation von Eltern ist selber mit dem Handy aufgewachsen und kennt oft nichts anderes. Es gab eine Mutter, die erschrocken ist, als sie bei mir in der Praxis gesehen hat, wie oft ihr Kind zum Handy greift. «Das bin ja ich», hat sie gesagt.» Die Selbsterkenntnis der Eltern sei ein sehr wichtiger Schritt zur Besserung.

Das Kind nimmt die Umgebung nicht wahr

Für Katharina Eikamp, Kinderärztin in Cham, sind die Ergebnisse der Blick-Studie nicht überraschend. «Es so deutlich zu sehen, ist dann aber trotzdem erschreckend», sagt sie. Die Medizinerin erlebt tagtäglich, wie Smartphones den Alltag von Kindern verändern. «Es ist nahezu bizarr, dass man heutzutage teilweise zwei- oder dreijährige Kinder untersucht, die den Arzt gar nicht wahrnehmen, da sie die ganze Zeit einen Film auf dem Smartphone schauen.» Das Kind nehme dann seine Umgebung nicht wahr, nehme keine Notiz von den Spielsachen im Untersuchungszimmer, interagiere nicht mit der Ärztin und bekomme nicht mit, was mit dem Körper passiere. «Somit verpassen sie einen kleinen Mosaikstein in ihrer Entwicklung.» Die Kinderärztin ist überzeugt: «Wir schicken unsere Kinder in die digitale Welt, bevor sie ihre Erfahrungen in der realen Welt machen konnten, und diese verpassen sie dann zunehmend, wenn der Smartphone-Konsum stark ist.»

Eikamp ist der Meinung, dass Kinder unter drei Jahren kein Smartphone als Spielzeug brauchen. Länger als 20 Minuten täglich sollten sich Kinder nicht mit digitalen Medien beschäftigen, rät sie. Und weiter: «Eine Stunde vor dem Schlafengehen sollte jegliche Beschäftigung vor einem Bildschirm vermieden werden.» Eltern sollten ausserdem am Esstisch und während der Betreuung der Kinder das Smartphone ausschalten.

Auch Antonia Küng Degelo, Sozialarbeiterin und Elterncoach bei der Fachstelle Punkto Eltern, Kinder & Jugendliche, kennt die Problematik. «Eine grosse Gefahr sehen wir darin, dass die Omnipräsenz der digitalen Medien leicht dazu führen kann, dass Eltern wichtige Momente mit ihren Kindern versäumen», sagt sie. Die Folge sei verpasste gemeinsame Zeit, die für die Stärkung der Eltern-Kind-Bindung und das gesamte Familienleben von grosser Bedeutung sei. «Das digitale Überangebot bringt die Kinder auch schnell mal vom freien Spiel weg und verleitet die Eltern, die bei Kindern aufkommende Langeweile zu kompensieren, anstatt sie mit ihnen zusammen auszuhalten.» Gleichwohl vertritt Küng Degelo die Haltung, dass der Umgang mit digitalen Medien kontrolliert und geübt werden muss. «Die Digitalisierung ist längst in den Kinderzimmern angekommen.»

Bei der Elternberatung ist es selten, dass im Säuglings-, Kleinkind- und Vorschulalter dieses Thema der Anlass für eine Anfrage ist. Oft komme es aber vor, erzählt die Beraterin, dass die Eltern es als Thema unter vielen einbringen würden – und dies meistens in Zusammenhang mit wiederkehrenden Konflikten. «Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt auch das schlechte Gewissen der Eltern. Sie fühlen sich schlecht, wenn sie merken, dass sie ihre Kinder ständig mit dem Smartphone ruhigstellen.» Antonia Küng Degelo betont, dass einheitliche Ratschläge selten hilfreich seien – doch es gebe einige allgemein gültige Punkte. Es sind dies zum Beispiel: Begleitung ist besser als Verbote, es braucht eine Balance zwischen medialer und nichtmedialer Freizeitgestaltung, Kinder brauchen medienkompetente Vorbilder, und Bildschirmzeiten werden am besten gemeinsam festgelegt.

<http://www.luzernerzeitung.ch/nachrichten/zentralschweiz/zug/digitalisierung-im-kinderzimmer:art9648,1182173>

Schlechtschreibung ist lernbar

Viele Schweizer Schüler lernen «nach Gehör» schreiben. Die Lust am kreativen Text steht dabei im Vordergrund, die Orthografie spielt keine Rolle. Doch jetzt zeigen neue Studien: Die hochgelobte Methode ist mitverantwortlich für die Erosion der Rechtschreibfähigkeit.

Von Philipp Gut und Peter Keller

Alex presst aufgeregt die Lippen zusammen. Sein Finger fährt der Buchstabentabelle entlang und hält triumphierend. Da sind ein Affe und eine kleine Ameise abgebildet, darunter steht ein Buchstabe, den er nun in sein Heft abmalt. Dann sucht der Siebenjährige das nächste Bildchen und «schreibt» weiter. Alex besucht seit ein paar Monaten die erste Klasse und lernt lesen und schreiben. Nach einer Viertelstunde zeigt er der Lehrerin stolz das Ergebnis. «Ich SchBiLE FUSBAL MiTMEiNeM PAPA.»

Alex alias «ALeKS» beginnt seine ersten Schritte in der Buchstabenwelt mit dem Lernprogramm «Lesen durch Schreiben». Entwickelt hat die Methode der 2009 verstorbene Schweizer Reformpädagoge Jürgen Reichen. Gearbeitet wird mit einer Anlauttabelle, und man lässt die Kinder eigenständig und nach eigenem Tempo vorgehen. Mit dem jeweiligen Anlaut sind Bilder verbunden: mit B eine Banane, mit Sch eine Schere, mit Z eine Zitrone. Die Schüler wählen mit Hilfe des Bildes frei einen Buchstaben aus und beginnen nach Gehör zu schreiben, ohne Rücksicht auf die Orthografie nehmen zu müssen.

Kinder könnten mit «Lesen durch Schreiben» erstaunlich schnell kleine Geschichten aufschreiben statt nur einzelne Buchstaben oder einfache Wörter wie bei anderen Methoden, berichten Lehrer. Sie lernen aus sich heraus, «selbstgesteuert», wie ein Modewort der Reformpädagogik lautet. Lustvoller Umgang mit Sprache statt Pauken und Diktate: Jürgen Reichen schien einen pädagogischen Coup gelandet zu haben. In der Schweiz, aber auch in Deutschland setzte sich sein Lernprogramm an vielen Schulen durch.

Schweizer im Hintertreffen

Doch jetzt zeigen sich Schattenseiten der hochgelobten Methode: «Lesen durch Schreiben» hat zu einer Erosion der Schreibkompetenz geführt. Schlechtschreibung ist lernbar. Was bei Klein Alex vielleicht noch herzlich war, wird spätestens in den höheren Schulstufen zu einem ernsthaften Problem. Die mangelhafte Orthografie lässt sich kaum mehr oder nur sehr mühsam korrigieren. Kinder prägen sich falsche Schreibweisen ein. ««Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.» In neurobiologischer Hinsicht ist diese Volksweisheit längst eingeholt und auf vielfache Weise bestätigt», sagt Manfred Spitzer, der wohl bekannteste deutsche Hirnforscher. Dazu kommt die Verunsicherung, wenn die Schüler ab der dritten, vierten oder gar erst der fünften Klasse plötzlich regelgetreu schreiben sollten und erstmals richtige Zeugnisse erhalten. Zu den profiliertesten Kritikern von «Lesen durch Schreiben» gehört Jürgen Oelkers, emeritierter Professor für Allgemeine Pädagogik an der Universität Zürich (siehe Interview). Das Konzept basiere «auf einer falschen kognitiven Grundannahme, die übersieht, welche Bedeutung Üben und Fehlerkorrektur für richtiges Schreiben haben».

In einer Metastudie von 2014 analysierte Professor Reinold Funke aus Heidelberg sechzehn empirische Untersuchungen zum Thema. Ihre Aussagekraft sei «durch methodologische Beschränkungen begrenzt», gibt Funke zu bedenken. Dennoch: Im Vergleich mit Klassen, die nach einer klassischen Lesefibel unterrichtet wurden, seien die Lernergebnisse beim Rechtschreiben auf der Primarstufe «signifikant schlechter». Besonders für «Schüler mit ungünstigen Lernvoraussetzungen, möglicherweise auch für zweisprachige Schülerinnen und Schüler» stelle «Lesen durch

Schreiben» keine «optimalen Lernwege» bereit. Mit anderen Worten: Leidtragende sind ausgerechnet schwächere und fremdsprachige Schüler, auf welche die Reformpädagogen eigentlich besonders eingehen wollten.

Ein ähnliches Bild zeichnet das Mercator-Institut für Sprachförderung und Deutsch als Zweitsprache an der Universität Köln: «Mittels der Anlauttabelle setzen sich die Kinder intensiv mit der Laut-Buchstaben-Beziehung auseinander und fokussieren damit auf den Kern der deutschen Schrift. Diese Strategie reicht jedoch nicht aus, um zu einem kompetenten Schreiber (und Leser) zu werden.» Schwächere Schüler scheiterten an diesen Anforderungen, «weil man ihnen keine Hilfestellung an die Hand gibt, um die Strukturen zu erkennen und zu verstehen». Zwar führten viele Lehrer ins Feld, dass die Kinder sich bei der Methode «Lesen durch Schreiben» hochmotiviert fühlten, Texte zu produzieren. Dies sei «allerdings nicht durch Studien belegt».

In der Schweiz sorgte vor eineinhalb Jahren eine noch nicht veröffentlichte Studie aus dem deutschsprachigen Teil des Kantons Freiburg für Schlagzeilen. «Schweizer Kinder machen deutlich mehr Fehler als deutsche und österreichische», titelte die Aargauer Zeitung. Studienautor Erich Hartmann, Professor an der Universität Freiburg, erklärt auf Anfrage der Weltwoche, dass die Studie nun in diesem Jahr publiziert werde. Sie vergleicht die Rechtschreibleistung der Freiburger Schüler mit jener von gleichaltrigen aus Deutschland («Hamburger Schreib-Probe») und kommt zum Schluss, dass die Freiburger Probanden beim lautorientierten Schreiben «insgesamt besser abschnitten», jedoch «vergleichsweise schwächere Leistungen in Teilbereichen des orthografischen Schreibens» zeigten, wie Hartmann ausführt. Dies liege wohl primär am Unterricht und an den Lehrmitteln. Stünden das lautorientierte und das freie Schreiben im Vordergrund, gehe dies auf Kosten der Orthografie. Das zielt direkt auf Methoden wie «Lesen durch Schreiben» und «Schreiben nach Gehör».

Bequem für die Lehrer

Die Frage stellt sich, warum diese umstrittenen Methoden trotzdem so verbreitet bleiben. Die grosse Mehrheit ihrer Kolleginnen und Kollegen arbeite zumindest teilweise nach den Ideen von Jürgen Reichen, sagt eine Primarlehrerin aus dem Kanton Graubünden. An den pädagogischen Hochschulen würden diese immer noch gelehrt. Der Kanton Zürich empfiehlt die Software «Erstes Verschriften», «das Originalcomputerprogramm von Dr. Jürgen Reichen». In der Anleitung heisst es: «Durch Wahl des Programmstarts entscheidet das Kind selbst, welchen Anforderungen es sich stellen will: Rechtschreibung amtlich korrekt oder lautgetreu.» Nicht im Beipackzettel steht, dass der Entscheid gegen die korrekte Rechtschreibung fatale Nebenwirkungen haben kann – mit orthografischen Langzeitschäden.

Ein anderes verbreitetes Lehrmittel aus demselben Verlag (Scola, gehört heute zu Orell Füssli) heisst schlicht «Lesen durch Schreiben» und preist sich als «ideales Arbeitsmittel für den offenen Unterricht». Reihentitel: «Little Genius», kleines Genie. Der schulische Alltag sieht allerdings anders aus, viele der «kleinen Genies» bleiben ohne genaue Instruktion und Kontrolle heillos überfordert.

Der Sekundarlehrer Urs Kalberer, der den vielbeachteten Bildungsblog «Schule Schweiz» betreibt, sieht einen Grund für die anhaltende Beliebtheit der reformpädagogischen Schreibkonzepte in der grossen Heterogenität der Klassen. «Lesen durch Schreiben» sei für die Lehrer eine bequeme Methode, weil sie auf einfache Weise das Individualisieren zulasse. Weniger gut sieht laut Kalberer die Bilanz für die Schüler aus: Die schlechteren von ihnen würden so schon zu Beginn der Alphabetisierung abgehängt.

Auf der Oberstufe lasse nicht nur die Rechtschreibfähigkeit nach, sondern auch das Schriftbild, stellt Kalberer fest. Manche Texte könne er fast nicht mehr entziffern. Möglicherweise bestehe hier ein Zusammenhang: Der «Niedergang der sauberen Schrift» habe vielleicht auch Auswirkungen auf die Qualität. Das Abendland gehe deshalb aber nicht unter. Aus der Distanz betrach-

tet, verlaufe in der Bildungspolitik vieles in Wellen. Kalberer beobachtet eine «Gegenbewegung», die wieder mehr Wert auf «formale Korrektheit» legt. Tatsächlich machen einzelne Lehrervertreter ihrem Unmut mit deutlichen Worten Luft. «Kein Mensch käme auf die Idee, dass es ein Kind [. . .] beim Trompetenspiel oder Kunstturnen ohne subtile, zielgerichtete Führung, Anweisung, Wiederholung, Steuerung und Fehlerkorrektur auf ein beachtliches Niveau bringen würde», sagt Roger von Wartburg, Präsident des Lehrerverbandes Baselland. Aber ausgerechnet beim Erlernen des Schreibens, einer höchst anspruchsvollen Tätigkeit, sollten diese grundsätzlichen Regeln ausser Kraft gesetzt sein, wundert er sich.

Nicht nur Lehrmeister beklagen die Schreibschwächen von Schulabgängern, selbst an Hochschulen registrieren die Dozenten mit einer Mischung aus Ärger und Amusement die mangelhafte Orthografie ihrer Studenten. Carl Bossard, ehemaliger Rektor der Pädagogischen Hochschule Zug, wartet mit Beispielen auf, die leider keine Einzelfälle seien: «Noch eine verspätete schriftliche Entschuldigung für das ich am Mittwoch 31.10. Krank wahr.» Ein anderer Student habe sich abgemeldet mit den Worten: «Ich hoffe auf Ihr Verständniss und möchte mich viel mals entschuldigen.»

Wie sollen angehende Lehrer dereinst ihren Schützlingen den korrekten Sprachgebrauch beibringen, wenn sie selber grundlegende Rechtschreibregeln nicht beherrschen? Bossard sieht in dieser Entwicklung auch eine Folge falscher Prioritätensetzung. Die kantonalen Bildungsdirektoren schienen sich fast nur noch für frühe Fremdsprachen zu interessieren. «Aber wie steht es um das korrekte Frühdeutsch?», fragt er.

Erstaunliche Karriere

Der Erfinder von «Lesen durch Schreiben» legte eine erstaunliche Karriere hin und gehört neben Heinrich Pestalozzi wohl zu den einflussreichsten Schweizer Pädagogen überhaupt. Jürgen Reichen, geboren 1939, machte in Baselland die Ausbildung zum Primarlehrer, studierte Psychologie, schrieb eine Dissertation, unterrichtete dann mehrere Jahre auf der Unterstufe, ehe er in Hamburg zum Dozenten und Autor von Lehrmitteln wurde, die bis heute an vielen Schulen in Gebrauch sind. Ein einträgliches Geschäft.

Reichen plädiert für einen Unterricht, der sich auf die Kinder ausrichtet. Diese seien von Natur aus neugierig, sie wollten lernen, man müsse ihnen nur die entsprechenden Gelegenheiten bieten. Der Lehrer wird so zum «Coach», der Unterricht werde «individualisiert». Das klingt alles wunderbar und einleuchtend, hat aber, wie die Erfahrungen zeigen, einen entscheidenden Haken: Der Idealfall entspricht nicht der Wirklichkeit, die Folgen sind besorgniserregend.

Hier setzt auch die Fundamentalkritik des Erziehungswissenschaftlers Jürgen Oelkers an: Man baue auf Methoden, die nicht auf ihre Wirksamkeit getestet würden. Widerrede sei unerwünscht: «Wer dagegen protestiert, hat die Schulen und die geballte Grundschulpädagogik gegen sich», die auf altersdurchmisches Lernen schwöre, bei der Inklusion – also der Integration von schwierigen und lernschwachen Schülern in die Regelklassen – keinerlei Nachteile sehe und einen möglichst notenfreien Unterricht wünsche.

Verbote in Deutschland

Doch der politische und mediale Druck wächst, vorab in Deutschland. Der Spiegel widmete dem Thema («Das grosse Schulversagen») eine Titelgeschichte: Nur jeder fünfte Absolvent der obligatorischen Schule könne einigermaßen fehlerfreie Texte verfassen. Schuld sei vor allem «eine Lehrmethode, die Grundschulern freistellt, wie sie schreiben». «Zweifelhafte Reformen vergrössern die Kulturwüste», mahnt die Frankfurter Allgemeine Zeitung. Immer mehr Bundesländer rückten davon ab, dass die Texte von den Kindern erst einmal nach Gehör verfasst werden, denn die Ergebnisse seien «schauerlich». Ausgerechnet in Hamburg, von wo aus die Methode von

Reichen ihren Siegeszug durch die deutschsprachigen Länder angetreten hat, haben die Behörden den Schulen als Erste untersagt, entsprechende Lehrmittel zu verwenden. Ein Verbot gibt es auch in Baden-Württemberg.

In der Schweiz läuft die Debatte etwas weniger konfrontativ ab, was wohl auch mit dem föderalistischen Aufbau der Bildungspolitik zu tun hat: Grundsätzlich sind gemäss Verfassung die Kantone zuständig für die Schulen und damit auch für die Auswahl der Lehrmittel. Allerdings wurde gerade mit dem Lehrplan 21 ein Rahmengerüst geschaffen, das die kantonale Bildungshoheit empfindlich einschränkt. Die Weltwoche hat bei der Deutschschweizer Erziehungsdirektorenkonferenz (D-EDK) nachgefragt, inwiefern Lernmethoden wie «Lesen durch Schreiben», «Lautgetreues Schreiben» und «Schreiben nach Gehör» Gegenstand des Lehrplans 21 seien. Benedict Zemp, wissenschaftlicher Mitarbeiter der D-EDK, hält fest, dass die Methodenfreiheit der Lehrpersonen nicht eingeschränkt werde. Im Lehrplan seien einzig die Kompetenzen definiert, die je nach Schulstufe zu erreichen seien: «Rechtschreibung und Grammatik haben dabei einen grossen Stellenwert.» Auf die Frage, wie die Erziehungsdirektorenkonferenz zum umstrittenen Reichen-Ansatz stehe, weicht Zemp aus; er könne die verschiedenen Methoden nicht gegeneinander abwägen, da es nicht Aufgabe des Lehrplans 21 sei, hier Vorgaben zu machen.

Klarer Bezug zur Reichen-Methode

Ein Blick in den Lehrplan zeigt allerdings, dass der Rechtschreibung keineswegs ein so grosser Stellenwert zukommt, wie die Erziehungsdirektoren behaupten. Auch sind die Kompetenzvorgaben durchaus methodenbezogen definiert. So ist im Kapitel «Schreiben, Grundfertigkeiten» für die Unterstufe ein klarer Bezug zur Reichen-Methode auszumachen: «Die Schülerinnen und Schüler [. . .] können einzelne Laute heraushören, diese den passenden Buchstaben zuordnen und einzelne Wörter lautgetreu verschriften.» Nichts anderes will die Methode «Schreiben nach Gehör». Weiter heisst es, die Kinder müssten alle Laute und Lautverbindungen heraushören «und in lautgetreuer (nicht unbedingt orthografisch korrekter) Schreibung entsprechenden Buchstaben zuordnen können» (Seite 17). Ähnlich klingt es im Kapitel «Schreiben» (Seite 22), da ist von «lautgetreuer Schreibweise» die Rede. Selbst in den höheren Klassen sprechen die Lehrplan-21-Autoren kuschelschwammig von «Fehlersensibilität entwickeln».

Reichen lebt. Auch in den Listen der obligatorischen Lehrmittel fast aller Kantone. Sie heissen wie das Original «Lesen durch Schreiben» oder sind inspiriert davon wie «Lara», «Anton und Zora» oder die weitverbreitete «Buchstabenreise» (vormals «Buchstabenschloss»). Beispiele davon finden sich auf den Lehrmittellisten der Kantone Bern, Basel-Stadt und Baselland, Aargau, Thurgau, Luzern, Zug, Schwyz, Ob- und Nidwalden, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Appenzell und Zürich. Alle diese Lehrmittel sollten den Kindern lustvoll und mühelos Lesen und Schreiben beibringen. Schön wär's. Die Reichen-Methode hat mit ihrem gefährlichen Laisser-faire die gegenwärtige Rechtschreibkrise wesentlich mitzuverantworten.

Korrigieren am Küchentisch

Professor Oelkers erkennt ein strukturelles Problem als Grund, warum die «falsche Methode» bis heute an Primarschulen unterrichtet werde: Die Aufsicht greife wegen der Schulautonomie nicht ein, und auch die Eltern seien machtlos, hätten aber letztlich dafür zu sorgen, dass sich ihre Kinder schriftlich korrekt ausdrücken können. Anders gesagt: Am Küchentisch muss korrigiert werden, was im Schulzimmer vernachlässigt wurde.

Dass einiges im Argen liegt beim Schreibunterricht, haben inzwischen sogar die Schüler gemerkt. Die trüfste Kritik an «Lesen durch Schreiben» formulierte der Sprecher eines Münchner Schülerrats: Schreiben nach Gehör, meinte er, sei wie operieren nach Gefühl.

<http://www.weltwoche.ch/ausgaben/2018-4/artikel/schlechtschreibung-ist-lernbar-die-weltwoche-ausgabe-4-2018.html>

Weltwoche, 24.01.2018

Fisch mit V

Von Philipp Gut

Herr Oelkers, was ist denn falsch daran, wenn Erstklässler einfach mal drauflosschreiben dürfen, ohne gleich mit einer Rotstiftorgie rechnen zu müssen?

Am Drauflosschreiben ist nichts Falsches, das tun die Kinder auch schon vor der Schule. Entscheidend ist, wann und wie es korrigiert wird. Die Methode von Jürgen Reichen geht davon aus, dass sich die Korrekturen mit der Zeit von selber einstellen, aber dem ist nicht so. Wenn die Schüler ein falsches Schriftbild verinnerlicht haben, glauben sie zum Beispiel, dass Fisch mit V geschrieben wird. Wenn es keinen Rückhalt von den Eltern gibt – bei Migrantenkindern und solchen, die keine grosse Nähe zur Bildung haben –, sind die Folgen dieser Methode besonders verheerend. Denken Sie an die heterogenen Schulklassen.

Hat sich das Schadenspotenzial dieser Lernmethode durch die Zuwanderung noch vergrössert?

Bei «Lesen durch Schreiben» sehen die Kinder ein Bild, zum Beispiel eine Ameise – und ein türkisches Kind schreibt dann halt das gehörte türkische Wort dafür auf. Deutsche Rechtschreibung lernt es so nicht.

Wie verbreitet sind diese umstrittenen Methoden in der Schweiz?

Die puristische Version von Jürgen Reichen wurde vor dreissig Jahren in der Schweiz eingeführt und hat sich seither verbreitet. Viele Lehrer verwenden allerdings gemischte Formen.

Zwei Bundesländer – Baden-Württemberg und die Freie und Hansestadt Hamburg – haben «Lesen durch Schreiben» verboten, Nordrhein-Westfalen überlegt sich diesen Schritt. Ist das nicht eine etwas übrissene Reaktion?

Die Methode hat grosse Nachteile, wenn sie auf die falsche Zielgruppe trifft. Ich glaube aber, dass die Lehrer das gemerkt haben und sie nicht mehr in Reinkultur anwenden.

Wie steht es mit der Wirksamkeit?

Es gibt mehr als ein Dutzend unterschiedlicher Studien und eine Metastudie von Reinold Funke aus Heidelberg, der aber nur die Grundschule untersuchte und nicht die Langzeitwirkungen. Diesbezüglich kann man sich nur auf die Klagen von Oberstufenlehrern verlassen, und die sind ziemlich eindeutig. Auch wenn Lehrmeister und Industrieverbände klagen, dass die Rechtschreibung und die Korrektheit nachlassen, dann verweist dies auf den Anfangsunterricht.

Wie konnte eine pädagogische Idee derart Karriere machen, wenn ihr Nutzen doch so umstritten ist?

Das frage ich mich auch. Jürgen Reichen hat die Methode in Zürich zusammen mit Montessori-Lehrern entwickelt. Sie glaubten, dass die möglichst ungestörte «Aktivierung» der Schüler das Wichtigste ist. Reichen war ein charismatischer Typ, der das wunderbar verkaufen konnte. Wer mitmachte, fühlte sich auf der fortschrittlichen Seite. Reichen ging dann nach Hamburg und hat von dort aus die Republik und die deutschsprachigen Länder beglückt. Ohne jede Kontrolle. Die erste Studie kam erst Jahrzehnte später.

Können heutige Schüler wirklich schlechter schreiben als die Generation ihrer Eltern oder Grosseltern?

Repräsentative Zahlen wüsste ich nicht, aber die Anzeichen sind deutlich. Ich kam 1953 in die deutsche Grundschule, und wir konnten am Ende alle praktisch fehlerlos schreiben. Dies war ein prioritäres Anliegen. Das ist heute nicht mehr der Fall.

Ohne Üben geht es nicht?

Das Üben ist zentral, besonders beim Schreiben. Doch man betont heute das Spasshafte und reduziert die Übungsanteile – für viele Schüler ist das genau das Falsche. Beim Sport oder beim Klavierspielen sieht auch jeder sofort ein, dass es ohne Üben nicht geht.

Wie wichtig ist das altbewährte Diktat?

Wie viele Schweizer Primarlehrer noch Diktate machen, weiss ich nicht, aber man hat nicht ohne Grund jahrzehntelang Diktate geschrieben. Sie waren auch ein bewährtes Mittel, um zu kontrollieren, was die Schüler können.

Welche weiteren Faktoren beeinflussen die orthografische Leistung der Schüler?

Es hilft, wenn sie aus bildungsnahen Schichten kommen, in denen Lesen zum kulturellen Standard gehört. Ist das nicht der Fall, bleibt nur die Schule. Kommen dann die falschen Methoden hinzu, bei denen kaum etwas für sie Wichtiges verlangt wird, leiden die leistungsschwächeren Schüler zusätzlich.

Wie müsste ein wirksamer und effizienter Rechtschreibunterricht aussehen?

Über Methoden wird seit der Reformation gestritten. Erfolgreiche Lehrer machen meist einen Mix. Sie verwenden Fibeln und zum Teil auch Anlauttabellen für bestimmte Sachen. Entscheidend ist, dass sie den Prozess kontrollieren und den Kindern verständlich machen, was richtig und was falsch ist. Die Kinder müssen zum Beispiel verstehen, an welcher Stelle ein Komma kommt und warum.

Die Methode von Reichen gilt als «offener» Unterricht. Wenn ich Ihnen so zuhöre, entsteht der Eindruck: «So geht das nicht.»

In der Forschung ist seit langem klar: Offene Formen sind für bildungsbegüterte Kinder geeignet, alle anderen kommen mit strukturiertem Unterricht weiter. In der Rechtschreibung muss man sich früh sicher fühlen, sonst werden die Hürden unüberwindbar.

Abgesehen vom Thema Rechtschreibung: Wo sehen Sie das grösste Verbesserungspotenzial im Schweizer Schulwesen? Was ist erhaltenswert, was sollte anders werden?

Das Schweizer Schulwesen ist stabil. Die Sekundarschule schafft es, zwei Drittel der Abgänger in eine Berufslehre zu bringen. Der Lehrplan 21 wird zu bewältigen sein.

Sie drücken sich diplomatisch aus.

Steile Thesen gibt es genug. Es hängt davon ab, wie die Schulen das umsetzen. Die Lehrer, vor denen ich grossen Respekt habe, sind Utilitaristen. Sie nehmen, was nützt, und nicht, was irgendwelche Leute sich ausdenken. Mit so grossen Reformen sollte man höchstens alle zehn, fünfzehn Jahre kommen – und dann die Schulen in Ruhe arbeiten lassen. Am meisten lernen die Schulen von anderen Schulen. Reformen von oben haben in der Schweiz nie grosse Chancen. Kluge Behörden halten sich zurück.

Jürgen Oelkers war Professor für Allgemeine Pädagogik am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich und ist Autor zahlreicher Bücher.

<http://www.weltwoche.ch/ausgaben/2018-4/artikel/fisch-mit-v-die-weltwoche-ausgabe-4-2018.html>

Im sorgfältigen Schreiben spiegelt sich sorgfältiges Denken Lehrerverbände warnen davor, das Handschreiben verkümmern zu lassen

BERLIN. Am (heutigen) Dienstag ist der internationale Tag der Handschrift. Und der VBE (Verband Bildung und Erziehung) sowie der Philologenverband weisen auf die Bedeutung des Handschreibens für die Bildung hin – auch in Zeiten der Digitalisierung. „Das Erlernen der Handschrift ist und bleibt eine wichtige Kulturtechnik, da sie sich nachweislich positiv auf die Entwicklung der motorischen und geistigen Fähigkeiten von Kindern auswirkt. Was wir handschriftlich notieren, können wir uns zudem besser merken. Das gilt auch für Schülerinnen und Schüler beim Erlernen von Unterrichtsstoff“, so erklärt VBE-Bundesvorsitzender Udo Beckmann. Der Hessische Philologenverband verweist auf eine Umfrage, wonach vier von fünf Lehrern meinen, die Handschrift ihrer Schülerinnen und Schüler habe sich im Schnitt verschlechtert.



Immer mehr Schüler haben Probleme mit dem Handschreiben.
Foto: Shutterstock

VBE-Chef Beckmann erteilt in einer Pressemitteilung „all den Kräften eine Absage, die glauben, moderne Medien wie Tablets und Smartphones machten das Erlernen der Handschrift überflüssig“. Worterkennungshilfen, die etwa auf Smartphones oder in Textverarbeitungsprogrammen mittlerweile Standard seien, lieferten bei der Eingabe zwar unmittelbar Vorschläge, ohne dass man selbst das gewünschte Wort zu Ende formulieren müsse. Sie nähmen dem Autor also ein Stück geistige Leistung ab. „Schule hat aber die Aufgabe, die geistigen und körperlichen Fähigkeiten eines Kindes voll zur Entfaltung zu bringen und sie nicht frühzeitig einzuschränken“, betont Beckmann. „Es geht nicht darum, die Medien zu verdammen. Aber das Erlernen der Handschrift darf nicht gegenüber deren Nutzung ausgespielt werden. Vielmehr geht es um eine sinnvolle Ergänzung, ein ‚Sowohl-Als-Auch‘, wenn man den Auftrag, Kinder individuell und umfangreich zu fördern, ernst nimmt.“

In die gleiche Kerbe schlägt der VBE-Landesverband Nordrhein-Westfalen. Mit der Hand das Schreiben zu lernen fördere die motorische und kognitive Entwicklung, erklärt Anne Deimel, stellvertretende Vorsitzende des VBE NRW. „Schülerinnen und Schüler können sich durch das Aufschreiben leichter den Unterrichtsstoff merken. Die Handschrift ist keinesfalls überholt, sondern elementar für das erfolgreiche Lernen.“ Mit der Hand zu schreiben oder am Tablet bzw. Computer zu tippen, sollten als Methoden nicht gegeneinander ausgespielt werden. „Für Schülerinnen und Schüler sind beide Wege absolut notwendig. Handschrift muss gelehrt und moderne Medien dürfen nicht ignoriert werden. Beide Fähigkeiten muss Schule fördern“, meint sie.

Schwierigkeiten mit dem Handschreiben

Der Hessische Philologenverband zeigt sich unterdessen besorgt. Lehrkräfte beobachteten immer häufiger, dass Schülerinnen und Schüler Schwierigkeiten mit dem Handschreiben haben, so heißt es in einer Pressemitteilung. „Beunruhigende Ergebnisse brachte bereits im Jahr 2015 [eine Umfrage, die der Deutsche Lehrerverband \(DL\) gemeinsam mit dem Schreibmotorik Institut, Heroldsberg](#), durchgeführt hat. Danach meinen vier Fünftel (79 Prozent) der an der Erhebung beteiligten Lehrerinnen und Lehrer an weiterführenden Schulen, die Handschrift ihrer Schülerinnen und Schüler habe sich im Schnitt verschlechtert.“

Die Philologen sehen es als problematisch an, wenn in den Schulen immer weniger Wert auf ein gut lesbares, auch verbundenes Handschreiben gelegt werde. Schreibmotorische Fähigkeiten drohten zu verkümmern. „Gute Schreiber sollten Lob ernten von den Lehrkräften, hin und wieder kann ein Bekenntnis zur Ästhetik des Schreibens nicht schaden“, merkt der Vorsitzende des Pädagogischen Ausschusses, Reinhard Schwab, an. Kritisch zu hinterfragen sei der Trend weg vom Schreibblock, hin zur Computertastatur und zum Display. Die – zweifelsohne sinnvolle – technische Unterstützung im Zeitalter von Computer, Tablets und Smartphones sollte nicht dazu führen, dass die individuelle Handschrift, eine zentrale Kulturtechnik, verloren gehe.

Die hessischen Philologen setzen sich explizit für das Handschreiben und eine verbundene Handschrift ein. Reinhard Schwab unterstreicht: „Im sorgfältigen Schreiben spiegelt sich sorgfältiges Denken. Die Konzentration auf gutes Schreiben erhöht die Chancen auf klares Denken und eine sichere Rechtschreibung.“ Beim Schreiben mit der Hand würden andere und mehr Hirnregionen aktiviert als beim Tippen einzelner Buchstaben.

Studien hätten ergeben, dass eine Verbundschrift Vorteile im Hinblick auf das Aneignen und Merken von Texten bringt. Eine Forderung des Hessischen Philologenverbandes ist deshalb, dass die Schülerinnen und Schüler während der vierjährigen Grundschulzeit eine verbundene Schreibschrift erlernen, „damit sie in die Lage versetzt werden, flüssig und in einem angemessenen Tempo zu schreiben sowie eine Handschrift zu lesen (zum Beispiel den Tafelanschrieb der Lehrkraft oder den Aufsatz des Mitschülers)“. In den weiterführenden Schulen gehe es dann um die individuelle Weiterentwicklung des Handschriftlichen, nicht um eine stark reglementierte Schrift. „Das Handschriftliche wird auch weiterhin seine Bedeutung als Mittel der Kommunikation haben: Man sollte den Grundschulern die Gelegenheit geben, eine gute Schreibschrift zu erlernen“, heißt es in der Pressemitteilung. *bibo* / [Agentur für Bildungsjournalismus](#)

Hintergrund

Der 23. Januar ist der Geburtstag von John Hancock (1737 –1793), dem Erstunterzeichner der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Seine handschriftliche Signatur auf dem Dokument ist aufgrund ihrer Größe besonders markant.

Zur Umfrage:

Die Lehrerinnen und Lehrer in Deutschland sehen immer häufiger, dass Schülerinnen und Schüler Probleme mit dem Handschreiben haben. Dies geht aus einer Umfrage hervor, die der Deutsche Lehrerverband (DL) gemeinsam mit dem Schreibmotorik Institut, Heroldsberg, im Jahr 2015 durchgeführt hat. Danach meinen vier Fünftel (79 Prozent) der an der Erhebung beteiligten Lehrerinnen und Lehrer an weiterführenden Schulen, die Handschrift ihrer Schülerinnen und Schüler habe sich im Schnitt verschlechtert. Sogar 83 Prozent der befragten Grundschullehrerinnen und Grundschullehrer gaben an, dass sich die Kompetenzen, die Schüler als Voraussetzung für die Entwicklung der Handschrift mitbringen, in den vergangenen Jahren verschlechtert haben. Nach Einschätzung der an der Umfrage beteiligten Lehrkräfte haben die Hälfte der Jungen (51 Prozent) und ein Drittel der Mädchen (31 Prozent) Probleme mit der Handschrift.

[Weitere Ergebnisse der Lehrer-Umfrage sind hier abrufbar.](#)

<http://www.news4teachers.de/2018/01/im-sorgfaeltigen-schreiben-spiegelt-sich-sorgfaeltiges-denken-lehrerverbaende-warnen-davor-das-handschreiben-verkuemmern-zu-lassen/>

Mehr dazu

[Internationales Symposium in Darmstadt: Handschrift bleibt – auch im digitalen Zeitalter.](#)

DARMSTADT. „Die Medien ändern sich, aber die Handschrift bleibt.“ Und: „Bildung benötigt das Handschreiben im sinnvollen digitalen Kontext.“ Das waren zwei Arbeitsthesen, die Wissenschaftler, Lehrerausbilder, Vertreter von Kultusministerien sowie Schulpraktiker und Ergotherapeuten auf einem internationalen Symposium des Schreibmotorik Instituts in Kooperation mit dem Institut für Arbeitswissenschaft der TU Darmstadt im Gästehaus der Universität diskutierten. Im ... [Internationales Symposium in Darmstadt: Handschrift bleibt – auch im digitalen Zeitalter. Aber ... weiterlesen](#)

Schule Schweiz, 24. Januar 2018

Offene Debatte über Inklusion ist dringend

Der Autor des Buchs "Die Inklusionsfalle" über die Probleme der "real existierenden Inklusion" in den Schulen, die mit zu wenigen Ressourcen zu viele und zu hohe Erwartungen erfüllen soll – und nicht kann.



Michael Felten beschäftigt sich kritisch mit den Entwicklungen im Bildungssystem, Bild: Michael Euler-Ott

Michael Felten: "Sonderschule ist für viele Kinder ein wichtiger Entwicklungsraum", Standard, 23.1. von Lisa Nimmervoll

STANDARD: Sie sind Autor des Buchs "Die Inklusionsfalle" und haben eine Infoplattform zur Inklusionsdebatte (inklusion-als-problem.de) gestartet. Dabei sind Sie als Gymnasiallehrer ja ohnehin kaum bis gar nicht betroffen, denn wenn, spielt sich Inklusion behinderter Kinder sowieso vor allem in anderen Schulformen ab. Warum ist Inklusion für Sie ein Problem?

Felten: Umwälzungen und Perspektivwechsel werden ja nicht unbedingt von denen angestoßen, die am stärksten leiden. Ich beschäftige mich schon seit längerem kritisch mit den Entwicklungen im Bildungssystem. Inklusion ist nun quasi das neueste und vielleicht umfassendste pädagogische "Reformprojekt". Mich hat erstaunt, dass zweifelnde Stimmen und skeptische Befunde dazu im öffentlichen Diskurs bislang nur eine marginale Rolle spielten. Dabei eskalieren die Probleme im schulischen Alltag, also jenseits der Hochglanzbroschüren. Darüber müssen wir unbedingt eine offenere, ehrlichere Debatte führen.

STANDARD: Und warum ist Inklusion für Sie nun ein Problem?

Felten: Weil die schöne Formel "Eine Schule für alle" eben nicht bedeutet, dass dort jedes Kind mit seinen Lernbedürfnissen optimal gefördert wird. Tatsächlich entwickeln sich viele Schüler in der real existierenden Inklusion schlechter als bisher.

STANDARD: Sie haben ja sogar einmal geschrieben: "Dabei ist die radikale Inklusionsschule selbst ein grotesker Menschenversuch." Das klingt doch arg zynisch.

Felten: Die Verhältnisse sind eben so. Wir werden verlockt – jede Falle hat ja ihren Speck – durch die pädagogische Vision der Differenzenlosigkeit: Kinder würden sich dann am besten entwickeln, wenn sie ungeachtet aller Fähigkeitsunterschiede miteinander lernen könnten – das sei überhaupt ein Menschenrecht. Die Klappe, die dann zuschlägt, ist: Die Schulen bekommen weit weniger Geld und sonderpädagogische Expertise als die vielgepriesenen Leuchtturmschulen, und dadurch entstehen teilweise chaotische Zustände, in denen viele Kinder auf mannigfache Art zu kurz kommen.

STANDARD: Man könnte ja auch sagen: Es schadet nichtbehinderten Kindern vermutlich nicht, wenn sie die Erfahrung machen, mit einem Kind, das vielleicht langsamer ist, das bestimmte Dinge, die sie selbst können, nicht kann, nie können wird, zu leben und zu lernen. Das ist für die meisten ohnehin die einzige Zeit in ihrem Leben. Später trennen sich die Wege, wenn es keine familiären Beziehungen gibt, sowieso fast immer. Zählt dieser Aspekt für Sie denn gar nicht?

Felten: Die sozialisierende Funktion der Schule ist mir ungemein wichtig, aber man darf sie nicht gegen jede Entwicklungspsychologie umsetzen. Wenn Kinder mit emotionalen Störungen das Lernen der Regelschüler ständig stören, wird das Miteinander nämlich schnell zum Gegeneinander. Und wenn umgekehrt ein lernbehindertes oder geistig eingeschränktes Kind in einer Regelklasse viel größere Leistungsunterschiede erlebt als im Schonraum der Sonderschule, dann wird es oft zusätzlich entmutigt. Eine deutsche Mutter schrieb in einem Blog: Entschuldigung, liebe progressive Eltern, aber ich möchte meinen behinderten Sohn nicht dafür zur Verfügung stellen, dass eure Kinder sich noch besser entwickeln, als sie es ohnehin schon täten.

STANDARD: Welche Beispiele würden Sie als vorbildhaft bezeichnen?

Felten: In Bayern gibt es etwa das System der Partnerklassen. Da wird eine Förderklasse an einer Regelschule oder in einem Schulverbund im selben Gebäude geführt. Die Förderschüler lernen mit einer sonderpädagogischen Lehrkraft nach ihrem Lehrplan, aber in bestimmten Fächern haben sie gemeinsamen Unterricht mit einer Regelklasse, außerdem gibt es ein reichhaltiges außerunterrichtliches Schulleben. Manchmal absolvieren auch Oberstufenschüler ein Pädagogikpraktikum in der besonderen Betreuung einzelner Förderkinder – es gäbe vieles, das ausbaubar wäre. Wir müssen in der Inklusionsfrage nach

sehr individuellen Lösungen suchen und nicht mit dem großen Strukturhammer arbeiten, also einfach alle Kinder in dieselbe unterfinanzierte Einheitsschule stecken.

STANDARD: Deutschland hat sich für diesen radikalen Weg entschieden. Alle Förderschulen sollen abgeschafft und alle Kinder mit besonderem Förderbedarf in "normale" Schulen integriert werden. Offenbar funktioniert es aber nicht wirklich überall gut. In einem "Zeit"-Newsletter wurde – ausgehend von einer Bürgerschaftsversammlung in Hamburg zum Thema "Notfall Inklusionsklassen" – eine Lehrerin so zitiert: "Den Job ertrage ich nur noch mit Rotwein." Was läuft denn da in den Schulen aus Ihrer Sicht falsch? Felten: Da gibt's noch ganz andere Notausgänge aus dem Inklusionsdilemma. Manche Lehrkräfte lassen sich bereits vorzeitig pensionieren, weil sie diese permanent überfordernde Situation nicht verkraften. Oder sie können es mit ihrem pädagogischen Ethos nicht vereinbaren, dass alle ihre Schützlinge zu kurz kommen, die Schwachen, die Guten, die Mittleren. Keiner hat etwas von der ganzen Mühe, aber sie müssen es ausführen, weil es von oben gewollt ist. Die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention wurde in den einzelnen Bundesländern bisher eben höchst unterschiedlich vollzogen. Und wo das sehr radikal geschah, stürzten darüber auch schon Regierungen.

STANDARD: Ihre Position ist klar. Sie interpretieren die UN-Behindertenrechtskonvention, die ein "inklusive Bildungssystem auf allen Ebenen" fordert, nicht so, dass das die Abschaffung der Sonderschulen bedeuten würde. Die neue österreichische Regierung will die Sonderschulen auch "erhalten und stärken", die vorige rot-schwarze wollte hingegen die Sonderschulen bis 2020 nur noch als Ausnahmen erhalten. Sie dagegen fordern: "Sonderschulen dürfen nicht abgeschafft werden." Warum nicht? Felten: Die Sonderschule ist für viele Kinder ein wichtiger Schutz- und Entwicklungsraum, zumindest in bestimmten Phasen. Die UN-Konvention hatte keineswegs die Absicht, hochspezialisierte Förderinstitutionen abzuschaffen. Sie wollte vielmehr jedem Kind, egal welcher Behinderung, seinen Anspruch auf guten Unterricht in der öffentlichen Schule garantieren. Denn in manchen Ländern, etwa auch Frankreich, waren tausende behinderter Kinder vom Schulbesuch ausgeschlossen, sie wurden zu Hause gehalten, in der Landarbeit beschäftigt. In Deutschland und auch Österreich zählen die Sonderschulen aber zum öffentlichen Schulangebot, als Zweig mit besonderem Unterstützungspotenzial und spezieller Lehrerexpertise. Und man sollte jedem Kind den jeweils sinnvollsten Förderort gönnen.

STANDARD: Ihre Lösung haben Sie in Ihrer Schulkolumne auf "Zeit Online" so umrissen: "So viel Integration wie möglich, aber so viel Separation wie nötig." Was heißt das?

Felten: In manchen Fällen macht gemeinsames Lernen Sinn, in anderen sind zeitweise getrennte Wege förderlicher. Auch der renommierte Sonderpädagoge Otto Speck plädiert für ein dual-inklusive Schulsystem, also ein zweigleisiges Denken: Es gibt ein Regelschulwesen, das wird ergänzt durch Spezialschulen oder -klassen als zeitweiligen besonderen Förderort, und zwischen diesen Säulen schafft man möglichst viel Durchlässigkeit und Verbindung, Offenheit und Flexibilität. Aber dazu muss man die Lehrkräfte wieder stärker pädagogisch schulen, die verbreitete Selbstlerneuphorie gehörig zurückfahren. Es wurden schon Schüler als geistig behindert gemeldet, aber dann stellte der Fachmann fest: Das Kind hat keineswegs biologische Einschränkungen – die Lehrkraft teilt jedoch nur noch Arbeitsblätter aus und erklärt nichts mehr, und es kommt einfach nicht damit zurecht, sich den Stoff selbstgesteuert aneignen zu müssen. Tatsächlich könnten geschulte Regellehrer manch leichtere, früh und rechtzeitig erkannte Lernbehinderung oder auch Verhaltensstörung auffangen. Mit inklusiven Klassen wiederum gibt es dann gute Erfahrungen, wenn sie kleiner sind als gewöhnliche und wenn ständig ein Sonderpädagoge mitarbeitet. Auch an gut ausgestatteten Schwerpunktschulen kann Inklusion funktionieren, zumindest in der Grundschule. Aber jede Behinderungsart an jeder Schule, das ist unbezahlbar – und hätte auch seine Risiken.

Michael Felten (geb. 1951), seit 1981 Gymnasiallehrer für Mathematik und Kunst in Köln, Lehrbeauftragter an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, publizierte 2017 "Die Inklusionsfalle. Wie eine gut gemeinte Idee unser Bildungssystem ruiniert".

<http://schuleschweiz.blogspot.ch/2018/01/offene-debatte-uber-inklusion-ist.html#more>